

ARMANDO LUCAS CORREA

# Die verlorene Tochter der Sternbergs

ROMAN



eichborn

# *Inhalt*

Cover	
Über dieses Buch	
Über den Autor	
Titel	
Impressum	
Widmung	
Zitat	
Der Besuch	
1	
Die Flucht	
2	
3	
4	
5	
6	
7	
8	
9	
10	
Die Zuflucht	
11	
12	
13	
14	
15	
16	
17	

18

19

20

21

## Die Rückkehr

22

23

24

25

26

27

28

29

30

## Verlassen

31

32

33

34

35

36

37

38

39

40

41

42

43

44

45

46

47

48

49

## Der Abschied

50

## Anmerkung des Autors

## *Über dieses Buch*

Berlin, 1939. Für die jüdische Bevölkerung wird das Leben immer schwieriger. Wer kann, bringt sich in Sicherheit. Auch Amanda Sternberg beschließt, ihre Töchter mit der MS ST. LOUIS nach Kuba zu schicken. Am Hafen kann sie sich jedoch nicht von der kleinen Lina trennen. So vertraut sie nur die sechsjährige Viera einem allein reisenden Ehepaar an und flieht mit Lina nach Frankreich. Doch es dauert nicht lange, bis die Gräueltaten der Nationalsozialisten auch ihre neue Heimat erreichen ...

## *Über den Autor*

Armando Lucas Correa lebt in Manhattan und arbeitet dort als Herausgeber des wichtigsten Magazins der spanischen Gemeinschaft in den USA, *People en Español*. Zuvor arbeitete er auf Kuba als Herausgeber eines Kulturmagazins. Für seine journalistischen Arbeiten wurde er bereits mehrfach ausgezeichnet, unter anderem von der National Association of Hispanic Publications und der Society of Professional Journalism. »Das Erbe der Rosenthals« ist sein erster Roman.

ARMANDO LUCAS CORREA

Die verlorene  
Tochter der  
Sternbergs

ROMAN

Übersetzung aus dem amerikanischen Englisch  
von Ute Leibmann

eichborn

Vollständige E-Book-Ausgabe  
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Eichborn Verlag in der Bastei Lübbe AG

Titel der amerikanischen Originalausgabe:  
»The Lost Daughter«

Für die Originalausgabe:  
Copyright © 2019 by emanaluC Production Corp.  
English translation © 2019 by emanaluC Production Corp.  
Spanish edition published in 2019 by Atria Español as »La hija olvidada«.  
Published by arrangement with Atria Books, an Imprint of  
Simon & Schuster, Inc.

Für die deutschsprachige Ausgabe:  
Copyright © 2020 by Bastei Lübbe AG, Köln  
Textredaktion: Dr. Ulrike Brandt-Schwarze, Bonn  
Covergestaltung: Thomas Krämer unter Verwendung eines Designs von Laura  
Klynstra  
Covermotive: © Stephen Mulcahey/Trevillion Images;  
© nhermitis/Shutterstock  
eBook-Produktion: hanseatenSatz-bremen, Bremen

ISBN 978-3-8387-4674-6

[eichborn.de](http://eichborn.de)  
[luebbe.de](http://luebbe.de)



*Für Judith, das Mädchen auf der St. Louis.  
Für meine Mutter, meine erste Leserin.  
Für meine Kinder Emma, Anna und Lucas, wieder einmal.  
Für Gonzalo, in tiefer Verbundenheit.*

Das Ziel ist das Vergessen. Ich bin früher angelangt.  
*Jorge Luis Borges*



# **Der Besuch**

New York, April 2015

»Ist da Ms. Duval? Élise Duval?« Die Stimme am Telefon wiederholte ihren Namen, als sie schwieg. »Meine Tochter und ich waren kürzlich auf Kuba, und wir haben hier einige deutsche Briefe, die wohl für Sie bestimmt sind.«

Élise hatte schon immer die Gabe besessen, die Zukunft vorherzusehen. Doch nicht an diesem Tag. Was an diesem Tag geschah, hätte sie niemals erahnen können.

Im ersten Moment dachte sie, es müsse sich bei dem Anruf um ein Missverständnis handeln. Schließlich war sie Französin und lebte bereits seit siebzig Jahren in New York, seit ein Onkel mütterlicherseits sie nach Kriegsende adoptiert hatte. Ihre einzigen noch lebenden Verwandten waren ihre Tochter Adele und ihr Enkel Etienne. Die beiden waren ihr ein und alles, und was früher einmal gewesen war, lag in tiefer Dunkelheit.

»Ms. Duval?«, fragte die Frau noch einmal, freundlich, aber bestimmt.

Élise suchte nach dem nächstbesten Halt, denn sie fürchtete, gleich ohnmächtig zu werden. »Sie können heute Nachmittag vorbeikommen«, brachte sie schließlich hervor und legte auf, ohne sich vergewissert zu haben, ob sie womöglich um diese Zeit schon einen Termin hatte, und ohne zuvor Rücksprache mit ihrer Tochter zu halten. Den Namen der Frau hatte sie verstanden, Ida Rosen, und auch den der Tochter – Anna –, aber ihr Gedächtnis war leer, vor der Vergangenheit verschlossen. Sie hatte nicht das

Bedürfnis gehabt, nachzufragen, ob diese Fremde und ihre Tochter ein berechtigtes Anliegen verfolgten. Auch war es überflüssig gewesen, den beiden ihre Adresse mitzuteilen, denn die hatten sie offenbar bereits. Dieser Anruf war kein Versehen gewesen, so viel war klar.

Die nächsten Stunden verbrachte Élise damit, sich darüber Gedanken zu machen, was sich wohl hinter diesem kurzen Gespräch verbarg. »Rosen«, murmelte sie vor sich hin, während sie unter den verblassten Schatten der Menschen suchte, die damals nach dem Krieg mit ihr den Atlantik überquert hatten.

Nach einigen Stunden gelang es ihr kaum mehr, sich an den Anruf zu erinnern. Ihr Gedächtnis war wählerisch – nicht alles war es wert, dass man sich seiner erinnerte. »Die Zeit reicht nicht, um sich zu erinnern«, hatte sie früher immer zu ihrem Mann gesagt, später dann zu ihrer Tochter – und inzwischen sagte sie den gleichen Satz zu ihrem Enkel.

Mittlerweile empfand sie ein gewisses Unbehagen darüber, dass sie so schnell eingewilligt hatte, die fremde Frau zu empfangen. Sie hätte nachfragen sollen, von wem diese Briefe stammten, wie sie nach Kuba gelangt waren und was Mrs. Rosen und ihre Tochter dort gemacht hatten. Doch sie hatte nichts gesagt.

Als es schließlich an der Tür klingelte, machte ihr Herz einen Satz. Sie schloss die Augen, holte tief Luft und zählte ihre Herzschläge: eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs – ein Trick, den sie als Kind gelernt hatte, eine ihrer wenigen klaren Erinnerungen an jene Zeit. Sie wusste nicht, wie lange sie wartend in ihrem Schlafzimmer gesessen hatte, gekleidet in ihr dunkelblaues Kostüm.

Es war, als seien ihre Sinne durch das Klingeln plötzlich geschärft. Sie vernahm auf einmal alles viel deutlicher. Sie meinte, die leisen Atemzüge der beiden Fremden zu hören, die vor der Tür darauf warteten, dass ihnen eine erschöpfte, alte Witwe öffnete. Aber warum wollten sie sie

treffen? Sie hielt inne, die Hand am Türgriff, und hoffte wider besseres Wissen, dass dieser Besuch nur eine Einbildung war – ein Traum, eine der vielen verrückten Ideen, die das Alter mit sich brachte. Sie schloss die Augen und versuchte, sich vorzustellen, was wohl passieren würde, doch es gelang ihr nicht.

Élise wurde allmählich klar, dass es bei diesem Treffen nicht um die Zukunft ging. Vielmehr tat sich eine Vergangenheit auf, die sie nicht länger fernhalten konnte, ein Schatten, der über ihrem Leben gehangen hatte, seit sie im Hafen von New York von Bord gegangen war und die Hand eines Onkels, der ihr ein Vater werden sollte, sie aus ihrem Vergessen befreite. Doch ihre Erinnerungen vermochte er nicht zurückzubringen. Sie waren verschwunden, ausgelöscht von der Notwendigkeit zu überleben.

Entschlossen öffnete sie die Tür. Ein Lichtstrahl blendete sie. Das Geräusch des Fahrstuhls, ein Nachbar auf dem Wege nach unten, Hundegebell und das Heulen eines Krankenwagens lenkten sie einen Moment lang ab. Dann holte das Lächeln der Frau sie wieder ins Hier und Jetzt zurück.

Wortlos winkte Élise die beiden herein. Sie vermied jede Geste, die ihre Panik hätte verraten können. Die Tochter, Anna, die etwa zwölf Jahre alt sein mochte, trat auf sie zu und umarmte sie auf Tailenhöhe. Sie wusste nicht, wie sie darauf reagieren sollte. Vielleicht hätte sie dem Mädchen die Hände auf die Schultern legen sollen – oder ihm über das Haar streichen, wie sie es bei ihrer eigenen Tochter getan hatte, als diese im gleichen Alter gewesen war.

»Du hast blaue Augen«, stellte sie zaghaft fest.

*Wie albern! Ich hätte lieber sagen sollen, dass sie schöne Augen hat,* dachte Élise und versuchte, darüber hinwegzusehen, dass die Augen des Mädchens ebenso blau und mandelförmig waren wie ihre eigenen und dass ihr Profil ... *Nein,* ermahnte sie sich ängstlich, denn es war ihr

eigenes Spiegelbild, das ihr aus dem Gesicht des fremden Mädchens entgegenblickte.

Élise gab sich einen Ruck und führte die beiden ins Wohnzimmer. Als sie die Frau und das Mädchen auffordern wollte, Platz zu nehmen, reichte Anna ihr einen kleinen Kasten aus mattem Ebenholz.

Vorsichtig klappte Élise ihn auf. Nachdem sie den ersten Brief auseinandergefaltet hatte, der in verblichener Tinte auf eine Seite aus einem botanischen Album geschrieben war, traten ihr Tränen in die Augen.

»Gehört das mir?«, flüsterte sie, während sie das Kruzifix umklammerte, das sie um den Hals trug, ein Talisman, der sie begleitet hatte, seit sie sich erinnern konnte.

»Deine Augen«, wiederholte sie und starrte Anna gequält an.

Élise wollte aufstehen, hatte aber das Gefühl, ihr Herz würde gleich den Dienst versagen. Sie verlor die Kontrolle – über sich und über das Leben, das sie sich so mühevoll aufgebaut hatte. Wie aus der Ferne konnte sie plötzlich ihr Gesicht sehen und betrachtete die Szene wie ein unbeteiligter Zeuge.

Ihre Handflächen wurden feucht, das Kästchen entglitt ihr, und die Briefe verteilten sich auf dem Teppich. Ein Foto, das eine Familie mit zwei ängstlich dreinblickenden kleinen Mädchen zeigte, lag halb vergraben unter vergilbten Blättern. Élise schloss die Augen. Ein schmerzhafter Stich in ihrer Brust ließ sie taumeln. Während sie auf den ausgebleichenen Teppich sank, wurde ihr klar, dass es nun endlich so weit war – das endgültige Vergessen stand bevor.

Stille, sie war umgeben von einer Wand aus Stille. Sie versuchte, sich zu erinnern, wie oft ein Herz stehen bleiben und dann weiterschlagen konnte. *Eins ...* Stille. *Zwei ...* eine weitere, noch längere Pause. *Drei ...* absolute Leere. Die Stille, die zwischen einem Herzschlag und dem

nächsten herrschte, trennte sie von der Welt. Einen noch wollte sie hören. *Vier*. Und dann noch einen. Sie atmete, so tief sie konnte. *Fünf* ... nur einer noch, dann wäre sie gerettet. Stille. *Sechs!*

»Élise!« Der Schrei ließ sie zusammenfahren. »Élise!«

Der Name, dieser Name. *Élise*. Das war doch nicht sie – sie war niemand. Sie existierte gar nicht, es hatte sie nie gegeben. Sie hatte ein Leben gelebt, das nicht ihr eigenes war, eine Familie gegründet, aber diese von Anfang an getäuscht, und sie sprach eine Sprache, die gar nicht die ihre war. All die Jahre war sie vor dem geflohen, was sie wirklich war. Und wozu? Sie hatte überlebt, und das war weder ein Fehler noch ein Versehen.

Als die Rettungssanitäter sie auf die Trage hoben, hatte sie die Frau und das Mädchen mit den blauen Augen bereits vergessen, und vergessen waren auch die Briefe in der fremden Sprache und das Foto.

Doch in dem Raum, der sich durch das Vergessen auftat, breitete sich eine Erinnerung aus. Sie selbst als kleines Mädchen, wie sie versuchte, den Weg durch einen dichten Wald zu finden, zwischen riesigen Bäumen, deren Kronen so dicht waren, dass sie den Himmel nicht sehen konnte. Woher sollte sie wissen, wohin sie gehen musste, wenn sie doch die Sterne nicht sehen konnte? Auf ihrer Wange, auf ihren Händen und ihrem Kleid war Blut – doch es war nicht ihres. Am Boden ein lebloser Körper in einer Blutlache. Weit und breit keine Hand, die ihr half und sie festhielt. Sie spürte die feuchte, drückende Luft und hörte sich mit kindlicher Stimme stammeln: »Mama! Mama!« Sie war einsam und verlassen, verloren in der Dunkelheit.

Im Nebel der ungeordneten Erinnerungen sah sie plötzlich alles wieder vor sich: die Briefe, den Kasten aus Ebenholz, die violette Schmuckschatulle, einen abgewetzten Lederfußball, den verwundeten Soldaten. Welche Blumen und verschwommene Zeilen.



Es hatte erst dieses kleine Mädchen auftauchen müssen, Anna, ehe Élise erkennen konnte, wer sie wirklich war, ehe sie die Maske ablegen konnte, die sie sieben Jahrzehnte lang getragen hatte. Nun belohnte die Vergangenheit sie mit diesem letzten, überraschenden Besuch und mit den handgeschriebenen Zeilen auf den Seiten eines wohlbekanntes Buches. Ein Buch, das nicht wegen seines Inhalts wichtig war, sondern weil es sie durch jeden Tag ihrer Kindheit begleitet hatte und sie so viele Stunden damit verbracht hatte, den Buchstaben und Blumen auf diesen Seiten nachzuspüren.

»*Hydrocharis morsus-ranae*«, flüsterte sie.

Ihr war, als schwebte sie, als triebe sie umher wie eine dieser Wasserpflanzen mit den gelb geränderten Blüten. Sie fantasierte, aber wenn sie sich noch erinnern konnte, hieß das wohl, dass sie noch lebte. Es war an der Zeit, dass sie sich zu sterben gestattete, aber zuerst musste sie noch etwas mit diesen herausgerissenen Buchseiten tun.

Dennoch, der Schaden war angerichtet, und sie hatte kein Recht, um Vergebung zu bitten. Sie schloss die Augen und zählte ihre Herzschläge. Die Stille dazwischen half ihr, die Angst zu verdrängen. *Wer hat mir das beigebracht?*

»Fertig«, hörte sie eine Stimme.

Dann spürte sie, wie sich ein schweres Gewicht auf ihre Brust presste. Der erste Stromstoß verursachte ein solches Herzklopfen, wie sie es noch nie erlebt hatte. *Ich werde nicht zulassen, dass man mich wiederbelebt*, dachte sie. Sie wollte nicht mehr leben. Als Kind hatte man sie auf einen Ozeanriesen verfrachtet, und seither hatte sie nicht gewagt zurückzuschauen. Auch jetzt würde sie nicht zurückschauen.

Der zweite Stromstoß erfüllte sie mit einem Wärmegefühl und zwang sie, die Augen zu öffnen. Unkontrollierbare Tränen liefen ihr über das Gesicht. Sie wusste nicht, ob sie noch lebte oder schon tot war, und das

brachte sie zum Weinen. Jemand nahm ihre Hand und strich ihr sanft über die Stirn.

»Mama!«, hörte sie die tränenerstickte Stimme ihrer Tochter. Sie war so nah bei ihr, dass Élise ihr Gesicht nicht erkennen konnte.

Würde sie die richtigen Worte finden und ihrer einzigen Tochter Adele erklären können, dass sie sie mit einer Lüge hatte aufwachsen lassen?

»Élise, wie geht es Ihnen? Es tut mir so leid ...« Da war auch Ida, offensichtlich völlig verstört von der Wirkung, die ihr Besuch gehabt hatte.

Adele sagte nichts. Sie verstand offenbar nicht, was diese fremde Frau und ihre Tochter im Krankenhaus bei ihrer Mutter verloren hatten, einer alten Frau, die im Sterben lag.

In einer Sprache, die ihr fremd geworden war, hörte Élise sich einen Satz murmeln, der von irgendwo aus dem Dunkel kam: »Mama, verlass mich nicht!«

*Eins ... Stille. Zwei ... Stille. Drei ... Stille, vier, fünf ...* Sie holte tief Luft und wartete auf den nächsten Herzschlag.

*Sommer 1939*

*Meine kleine Viera,*

*es ist erst ein paar Stunden her, dass wir uns getrennt haben, aber Deine Mama vermisst Dich ganz furchtbar. Die Stunden, die verstreichen, erscheinen mir wie Tage, Wochen, ja, Monate. Aber ich tröste mich mit dem Gedanken, dass Du mich nachts immer noch hören wirst - das heißt, wenn es bei Dir Nacht ist und bei mir früh am Morgen -, wenn ich Dir leise vorsinge und Dir aus deinem geliebten botanischen Album vorlese.*

*Du bist wie diese Blumen, die erst lernen müssen, auf einer Insel zu überleben, in ständig feuchter Erde und unter sengender Sonne. Du brauchst Licht, um zu gedeihen, und Licht wird es dort, wo Du bist, reichlich geben. Es wird gleißend hell und stechend sein, doch Du musst Dich nicht davor fürchten, denn ich bin mir sicher, Du wirst wachsen und stärker werden.*

*Deine Schwester vermisst dich sehr. Beim Zubettgehen bittet sie mich immer, ihr von Dir zu erzählen - und von den glücklichen Tagen, als wir noch eine Familie waren. Sei stark, bleib im Sonnenlicht, und wachse, damit Du auf uns zu rennen und uns umarmen kannst, wenn wir uns wiedersehen, denn ich bin mir ganz sicher, dass wir uns wiedersehen werden. Und dann umarmen wir uns, genauso fest wie im Hafen, als wir unten neben dem riesigen Schiff standen.*

*Meine Viera, denk immer daran, dass Deine Mutter auf Dich aufpasst - auch aus der Ferne.*

*Solltest Du Angst haben, dann zähle Deine Herzschläge, um zur Ruhe zu kommen, so wie Papa es Dir beigebracht hat. Deine Schwester beherrscht diese Technik inzwischen auch sehr gut. Denk dran, erst sind sie ganz schnell, doch sobald Du anfängst, sie zu zählen, wirst Du die Stille finden, die zwischen den einzelnen Schlägen liegt. Die Angst verschwindet, je größer der Abstand zwischen ihnen wird. Vergiss das nicht, meine Kleine. Jeden Freitag zünde zwei Kerzen an, schliesse die Augen und denke an uns. Wir sind bei dir.*

*In Liebe  
Mama*



# **Die Flucht**

Berlin, 1933 - 1939

Amanda Sternberg hatte schon immer befürchtet, eines Tages ihr Ende in den Flammen zu finden, deshalb überraschte es sie nicht sonderlich, dass ihre Bücher bald dieses Schicksal erleiden sollten.

Die Deutsche Studentenschaft hatte ein warnendes Flugblatt mit zwölf Thesen *Wider den undeutschen Geist!* in ihrem kleinen Buchladen in Charlottenburg hinterlassen. Sie hatte bereits mit dem Ausräumen der Bücher begonnen, von der Auslage im Fenster bis zur hintersten Ecke des Lagerraums. Es wurde erwartet, dass sie alle Bücher aussortierte, die als anstößig, zersetzend oder undeutsch angesehen werden konnten. Dieses Zerrbild der Luther'schen Thesen sollte alles Jüdische aus der Welt des Druckes tilgen und jeden Buchbesitzer im Land erreichen. Amanda war sicher, dass nur sehr wenige ihrer Bücher überleben würden. So viele Jahre hatte sie zwischen Pergamenten, Manuskripten und kalbsledergebundenen Bänden mit handgezeichneten Illustrationen verbracht, inmitten von Geschichten über Duelle, heimliche Liebschaften, teuflische Verschwörungen und verwirrte Geisteskranke. Bücher und Geschichten machten ihre Vergangenheit aus - und die ihrer Familie, denn die Leidenschaft ihres Vaters hatte der Kunst der alten Schreiber gegolten. Und all das sollte nun zu Asche werden. *Ein wahrhaft wagnerianischer Akt der Reinigung*, dachte sie.

Sie klammerte sich noch immer an die verzweifelte Hoffnung, dass das Ladenschild mit der Aufschrift *Büchergarten* nicht weiter auffallen würde. Vielleicht würden sie sie in Ruhe lassen, wenn sie in der Auslage nur reines Deutschtum ausstellte und die Bücher, die ihr am Herzen lagen, im Hinterzimmer versteckte? Auch das Wetter kam ihr zugute: Wochenlang Regen hatte das Vorrücken der Scheiterhaufen gebremst.

Selbst wenn sie noch einen Funken Hoffnung hatte, durfte sie ihre Familie keinem Risiko aussetzen. Deshalb hatte sie sich entschlossen, endlich mit der grausamen Aufgabe zu beginnen. Aber zuerst legte sie sich neben die Bücherregale auf den Boden. Sie ließ den Kopf auf den warmen Holzdielen ruhen, starrte hinauf zu den Spinnweben an der Decke und ließ die Gedanken zwischen den Rissen und Feuchtigkeitsflecken entlangwandern, die alle ihre eigene Geschichte hatten, genau wie jedes Buch in ihrem Buchladen seine eigene Geschichte hatte: wer es vorbeigebracht hatte, warum es angeschafft worden war, wie schwierig das Versenden gewesen war. Diese Stadt war davon besessen, jeden Gedanken, jede Metapher und jeden Vergleich zu kontrollieren, und von dem Bedürfnis, verfemtes Schrifttum ausfindig zu machen, um es auf einem öffentlichen Platz zitternd vor Jubel und unter Gesängen in die Flammen zu werfen. Sie sah ein grenzenloses Feuer vor sich, das kein Buch überleben würde, denn selbst in den deutschesten, nationalistisch gesinnten und reinsten Werken ließen sich noch zahllose Mehrdeutigkeiten entdecken. Ihr war klar, dass die Interpretation eines Textes letztlich immer vom Leser abhing – egal, wie der Autor seine Figuren gestaltete oder welche Worte er wählte. »Am Ende ist alles von unseren Sinnen abhängig – unser Geruchssinn bestimmt, was wir riechen«, murmelte sie vor sich hin, während sie versuchte, einen Weg zwischen möglichen Lösungen zu finden, von denen ihr keine besonders praktikabel erschien.

Seufzend legte sie die Hände auf ihren Bauch. Bald würde er deutlich sichtbar anschwellen. Das Bimmeln der Türglocke riss sie aus ihrer Lethargie. Sie wandte den Kopf und erkannte die vertrauten Umrisse: Nur Julius kam zu dieser Tageszeit in den Buchladen.

Er kniete sich neben sie auf den Boden und bedeckte ihre Ohren mit seinen großen, warmen Händen, während er sie erst auf die Stirn, dann auf die Nasenspitze und schließlich auf die Lippen küsste. Ein Glücksgefühl durchströmte sie, wie immer, wenn sie sah, wie Julius in seinem grauen Mantel und der abgenutzten ledernen Aktentasche den Buchladen betrat.

»Wie ist es meinen beiden Lieblingen ergangen?«, hörte sie seine tiefe, liebevolle Stimme. »Wovon habt ihr gerade geträumt?«

Amanda wollte ihm erzählen, dass sie sich vorgestellt hatte, wie sich in ihrem Laden die Kunden drängten und ganz wild darauf waren, die neuesten Bücher zu kaufen. Dass sie von einer Stadt ohne Soldaten träumte, in der man Autos und Straßenbahnen nur aus der Ferne hören konnte, doch er sprach schon weiter, ehe sie etwas erwidern konnte.

»Die Zeit drängt«, sagte er. »Du musst endlich die Bücher wegschaffen.«

Sein Tonfall ließ sie frösteln, und sie schaute ihn bittend an.

»Lass uns nach oben gehen, Liebling. Dein Baby und ich haben Hunger«, sagte er nur.



Das Wohnzimmer der beiden war eine Art Garten, umgeben von einer Mauer aus Literatur. Es gab Brokatvorhänge mit Blumenmustern, Wandteppiche, die ländlich-idyllische Szenen zeigten, Teppiche, dicht wie frisch gemähtes Gras, und jeder freie Platz war mit Büchern bedeckt.



Beim Abendessen bemühte sich Amanda um ein unverfängliches Gespräch, nur damit Julius nicht zum drängendsten Thema zurückkehrte. Sie erzählte ihm, dass sie eine Enzyklopädie verkauft, dass jemand eine Sammlung griechischer Klassiker bestellt habe und dass ihre Lieblingskundin, Fräulein Hilde Krahmer, nun schon seit einer Woche nicht mehr im Buchladen aufgetaucht sei, während sie doch sonst immer gleich nach ihrem Unterricht erschienen war und stundenlang in den Regalen herumgestöbert hatte, ohne je etwas zu kaufen.

»Morgen früh musst du als Allererstes das Schaufenster leer räumen«, verlangte Julius. Als er merkte, wie sehr sein ernster Tonfall Amanda erschreckt hatte, ging er zu ihr und zog sie einen Moment lang an sich. Er lehnte den Kopf an ihre Brust und atmete den Duft ihres frisch gewaschenen Haares ein.

»Wirst du denn nie müde, dir Herzen anzuhören?«, fragte Amanda lächelnd.

Julius legte den Finger an die Lippen, dann hockte er sich vor sie hin, legte sein Ohr auf ihren Leib und erwiderte: »Ihres kann ich auch schon hören. Ich bin mir sicher, dass wir eine Tochter bekommen. Ihr Herz wird genauso schön sein wie das ihrer Mutter.«

Seit seiner Schulzeit in Leipzig hatte Julius das Herz fasziniert – die Unregelmäßigkeiten in seinem Rhythmus, die elektrischen Impulse und der Wechsel von Herzschlag und Ruhephase. »Es gibt nichts Stärkeres als das Herz«, hatte er zu Amanda gesagt, als sie frisch verheiratet waren und er noch an der Universität studierte. Dann hatte er warnend hinzugefügt: »Das Herz kann allen möglichen physischen Gewalteinwirkungen widerstehen – aber Traurigkeit kann es ganz schnell zerstören. Also keine Traurigkeit in diesem Haus!«

Mit dem ersten Kind warteten sie, bis er sich mit einer eigenen Praxis niedergelassen hatte. Manchmal ging Amanda mit ihm in sein Behandlungszimmer und probierte

den Elektrokardiografen aus, den er kürzlich auf einer Reise nach Paris gekauft hatte. Ein solches Gerät war in Charlottenburg ein großes Novum und erschien Amanda wie eine komplizierte Version der Singer-Nähmaschine, die sie auf dem Speicher stehen hatte.

Beflügelt von den Gedanken an die Tochter, die in Amandas Leib wuchs, beschrieb Julius an diesem Abend im Bett seiner Frau voller Begeisterung die einzelnen Phasen des Herzzyklus. »Ein Herz im diastolischen Stadium befindet sich im Entspannungszustand«, erklärte er ihr, während sie in seinen Armen lag, und fuhr mit seinen Erläuterungen fort. Verwirrt von den Fachausdrücken schlief Amanda bald ein, an der Brust des Mannes, der sie und ihr Baby bis jetzt hatte beschützen können, auch wenn sich überall erschreckende Dinge zusammenbrauten, nicht nur in der unmittelbaren Nachbarschaft, sondern im ganzen Land. Amanda wusste, dass Julius sich gut um ihr Herz kümmerte, und das reichte, um ihr ein Gefühl der Sicherheit zu geben.



Mitten in der Nacht wurde sie wach und schlich auf Zehenspitzen und ohne das Licht einzuschalten aus dem Zimmer, um Julius nicht zu wecken. Ein eigenartiges Unruhegefühl trieb sie nach unten zu einem der Regale im Hinterzimmer, wo die Bücher lagerten, die nicht zu verkaufen waren.

Dort stapelten sich die Bücher des russischen Dichters Wladimir Majakowski. Er hatte zu den Lieblingsautoren ihres Bruders Abraham gehört, der vor einigen Jahren aus Deutschland auf eine Insel in der Karibik ausgewandert war. Dort standen auch, mit brüchigen, altersschwachen Rücken, die Bilderbücher, aus denen ihr Vater ihr früher beim Zubettgehen vorgelesen hatte. Sie überlegte, welches der Bücher sie wählen würde, wenn sie nur ein einziges

auswählen dürfte. Die Entscheidung dauerte nicht lange: Sie würde das botanische Album retten. Dieses französischsprachige Buch mit handgezeichneten Illustrationen von exotischen Blüten und Pflanzen hatte ihr Vater einmal von einer Studienreise in die Kolonien mitgebracht. Sie zog den Band aus dem Regal. Sein ganz besonderer Geruch erinnerte sie immer an ihren Vater. Als sie das Buch aufklappte, stellte sie fest, dass die Seiten schon stark vergilbt waren und die Tinte auf einigen der Zeichnungen verblichen war. Sie konnte sich noch immer genau an die Namen der Pflanzen erinnern, sowohl an die französischen als auch an die lateinischen, denn vor dem Einschlafen hatte ihr Vater ihr immer von den Pflanzen aus fernen Ländern erzählt, als seien sie Wesen mit einer Seele.

Aufs Geratewohl schlug sie eine Seite auf und ihr Blick fiel auf *Chrysanthemum Carinatum*. Sie schloss die Augen und meinte, die volltönende Stimme ihres Vaters zu hören, die ihr erklärte, dass diese Pflanze ursprünglich aus Afrika stamme, dreifarbig sei, gelbe Röhrenblüten an der Basis und so große Blütenköpfe habe, dass einem beim Betrachten ganz warm ums Herz würde.

Sie nahm das Buch mit hoch ins Schlafzimmer und legte es unter ihr Kopfkissen. Erst danach konnte sie ruhig weiterschlafen.



Am nächsten Morgen weckte Julius sie mit einem Kuss auf die Wange. Der Zedernholzduft seiner Rasiercreme erinnerte sie an ihre Flitterwochen am Mittelmeer. Sie zog ihn an sich, barg ihren Kopf an seinem schlanken, aber muskulösen Hals und flüsterte: »Du hattest recht. Es wird ein Mädchen. Das habe ich geträumt. Wir werden sie Viera nennen.«

»Willkommen, Viera Sternberg«, erwiderte Julius und schloss Amanda in seine starken Arme.

Als er sich auf den Weg in die Praxis gemacht hatte, ging Amanda wie immer zum Wohnzimmerfenster, um ihm zum Abschied zuzuwinken. Er war schon fast an der Straßenecke angekommen und wurde von einer Gruppe Jugendlicher mit Hakenkreuzarmbinden umlagert.

Doch Amanda hatte keine Angst um ihn. Sie wusste, dass Julius sich durch nichts einschüchtern ließ, weder durch einen Schubser noch durch eine Pöbelei oder Beleidigung. Er blickte sich kurz um und lächelte zu ihr hinauf, ehe er um die Straßenecke bog. Das genügte ihr. Amanda war nun bereit, die Regale auszuräumen, denn sie hatte das Buch ausgewählt, das sie vor dem Feuer retten würde.

Als sie nach unten ging, um die Ladentür zum *Büchergarten* aufzuschließen, hatte sich Frau Strasser bereits wie eine Mauer vor dem Eingang aufgebaut. Frau Strassers ohnehin schon einschüchternde Wirkung wurde noch verstärkt durch ihre Kleidung, eine Art Kostüm mit gegürteter Uniformjacke aus schwerem Stoff. Es war die neue Mode in dieser Stadt, in der Weiblichkeit und Eleganz missbilligt wurden. Frau Strasser gehörte jetzt zu einer Armee von Frauen, die sich wie Soldaten aufspielten, obwohl man sie streng genommen gar nicht zu den Waffen gerufen hatte.

»Ich werde nicht dulden, dass direkt vor meiner Nase entartete Bücher verkauft werden«, wettete sie. »Sie können von Glück reden, dass es so viel geregnet hat! Aber nun ist Ihre Schonfrist vorbei!«

Es stimmte. Im Mai hatte Amandas Buchladen die Verbrennung von mehr als zwanzigtausend Büchern auf dem Opernplatz unbeschadet überstanden. Die Bücher waren wie Leichen auf Schubkarren getürmt worden, von fanatischen Studenten, die ihre Zukunft darin sahen, den größten Scheiterhaufen, den Berlin je erlebt hatte, mit immer neuer Nahrung zu versorgen.

An jenem düsteren Abend des 10. Mai hatten sie die Radioansprache gehört, die die Zukunft ihres Landes besiegeln sollte: »Das Zeitalter eines überspitzten jüdischen Intellektualismus ist nun zu Ende, und der Durchbruch der deutschen Revolution hat auch dem deutschen Weg wieder die Gasse frei gemacht.«

*Wie kann ein Land ohne Dichter und Denker überleben?*, hatte Amanda sich gefragt, während sie gedankenverloren neben Julius saß und aus dem Radio die Hymne der Nationalsozialisten erklang, die von einer neuen Zeit schwärmte.

Die verregneten Tage im Spätfrühling hatten die Studenten zunächst daran gehindert, mit den Bücherverbrennungen in der Stadt fortzufahren, aber nun würden sie sich mit neuem Elan ans Werk machen – und Amandas Büchersammlung würde nicht verschont bleiben.

Frau Strasser stand immer noch auf der Schwelle, doch Amanda ließ sich von ihr nicht einschüchtern. Sie strich sich über den Bauch, entschlossen, sich von dieser vierschrötigen Frau mit der militärischen Verkleidung nicht in ihrem Glück stören zu lassen. *Ich werde bald Mutter*, dachte sie. Frau Strasser blieb mit trotzig verschränkten Armen vor ihr stehen. Während Amanda ihre Nachbarin betrachtete, ging ihr durch den Kopf, dass das einzig Menschliche an dieser Frau ihre Augen waren. Auch wenn sie ein barsches Auftreten hatte, wurde an ihrer Kleidung und ihrem Aussehen deutlich, dass sie keineswegs der Gruppe der Auserwählten angehörte. Sie repräsentierte lediglich die Macht der Masse, nicht die der Elite. Einer Elite, der sie zweifellos mit uneingeschränkter Bewunderung und Gehorsam huldigte.

Nachdem Frau Strasser Amanda einen Moment drohend angeschaut hatte, marschierte sie mit großen Schritten weiter. Amanda war klar, dass sie das nächste Mal in Begleitung der nationalsozialistischen Jugend hier auftauchen würde. Sie führte etwas im Schilde.

Amanda trat neben das Regal an der Auslage und bereitete sich innerlich darauf vor, ihre Urteile fällen zu müssen. Sie fühlte sich wie eine Mutter, die ihre eigenen Kinder ins Nichts stieß. Die Barbaren zerstörten eine jahrhundertealte Zivilisation. Sie bekämpften die Vernunft im Namen einer angeblich idealen Ordnung und verlangten nach Vollkommenheit. Sie konnte die Tränen nicht länger zurückhalten, als sie sich daran erinnerte, wie ihr Vater seine Bücher nach Themen geordnet hatte, dabei fast zärtlich über die Buchrücken strich und den Staub von der Oberseite blies. Sie hatte wieder den Geruch von Tinte und Leim, Mandeln und Vanille in der Nase, den Duft des trockenen, brüchigen Leders der antiquarischen Bände. Und sie meinte ihren Vater zu hören, wie er ihr erklärte, warum Papier zerbröselt, welche flüchtigen Substanzen es enthielt und was es mit Zellulose, Lignin und saurer Hydrolyse auf sich hatte.

Sie bemühte sich, die Namen nicht zu lesen, mit denen sie sich nun befassen musste. *Warum diese, aber andere nicht?* Sie begann mit Zweig, ging weiter zu Freud, London, Hemingway, Lewis, Keller, Remarque, Hugo, Dostojewski, Brecht, Dreiser, Werfel, Brod, Joyce und kam schließlich zu Heine, dem Lieblingsdichter ihres Vaters. Auch ihre Tränen erleichterten ihr die unglückselige Aufgabe nicht, bei der sie sich zum Handlanger der Zensur machen musste. Schließlich begann sie damit, die Bücher auf den Boden zu werfen und sie auf ihr noch schlimmeres Schicksal vorzubereiten.

Die Türglocke bimmelte, und ein sommersprossiger Student mit rosigen Wangen betrat den Laden. Sein Gesicht wirkte so heiter und energiegeladen, dass es selbst die steife braune Uniform fröhlich erscheinen ließ. Wider besseres Wissen nickte sie ihm freundlich zu, als sei er ein Stammkunde, der gekommen war, um stundenlang zwischen Buchrücken in Texten und Abbildungen zu stöbern.